

# Der Brockhaus schlägt im Eckstein nach

## Eine unpublizierte Antwort von Friedrich Eckstein an Hugo von Hofmannsthal

mitgeteilt von  
Catherine Schlaud

Hochmusikalisch, in seiner Jugend aus reinem, reichem Hobby ein Schüler Anton Bruckners, Vater des Schriftstellers Percy Eckstein und Gatte einer Schriftstellerin, die unter dem Pseudonym Sir Galahad bekannt wurde, seinerseits Autor einer leider verschollenen Bruckner-Monographie mit dem schönen Titel »Der Weltgeist an der Orgel«, enorm belesen und enorm gebildet, stand der alte Eckstein im Ruf, einfach alles zu wissen. Es gab keine Frage, die er nicht unverzüglich beantworten konnte [...] Man raunte sich zu, dass der große Brockhaus, wenn er etwas nicht wusste heimlich aufstand und im alten Eckstein nachsah. Als einmal die Presse eine Meldung brachte, in der von einem neuen Werk des Dichters Kun-Han-Su die Rede war, konnte der alte Eckstein seinen fragenden Jüngern sofort mit genauen Auskünften über das Schaffen dieses bedeutenden chinesischen Lyrikers aufwarten, der als einziger versuchte, eine unter den letzten Kaisern der Ming-Dynastie zur Hochblüte gelangte Versform wieder zu beleben. Zwar stellte sich am nächsten Tag heraus, daß es sich bei Kun-Han-Su lediglich um einen Übermittlungsfehler von Knut Hamsun handelte, aber der alte Eckstein hatte wieder einmal alles gewusst, und man respektierte ihn so sehr, daß man geneigt war, auch weiterhin an die Existenz eines chinesischen Lyrikers namens Kun-Han-Su zu glauben.<sup>1</sup>

Ähnliches erlebte auch Hofmannsthal, als er mit Eckstein, den er im Jahr 1891 durch Hermann Bahr kennengelernt hatte,<sup>2</sup> und seiner Toch-

<sup>1</sup> Friedrich Torberg: Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes in Anekdoten. München 1975, S. 170f.

<sup>2</sup> Eckstein erinnert sich: »Eines Tages brachte mir Bahr ein gedrucktes Heft eines noch ganz unbekannten Autors, eine lyrisch-dramatische Szene, die den Titel »Gestern« führte. Der Autor nannte sich Theophil Morren. Bahr bat mich, die kleine Schrift zu lesen und ihm möglichst bald meine Meinung darüber mitzuteilen. Der Verfasser sei erst achtzehn Jahre alt und noch im Gymnasium. Ich fand die Schrift überaus merkwürdig, von ganz unbegreiflicher Begabung zeugend; meinte aber, die altkluge Art, mit welcher dieser frühreife Knabe über die Frauen und das Leben urteile, hätte für mich etwas geradezu Erschreckendes. Bahr lächelte still in sich hinein. Tags darauf aber erschien er im Café mit seinem neuen Schützling [...], ein vornehm aussehender »Ephebe« mit schmalem Gesicht, das von stärkster Lebendigkeit

ter Christiane einen Spaziergang unternahm. Ein kleiner Vogel hüpfte längere Zeit vor der kleinen Gruppe entlang. Eckstein, der Vielleser, erkannte ihn sofort als »ägyptischen Königshüpfer« und erläuterte: »Eine seltene Abart unseres Wiedehopfs. Kann nicht fliegen. Bewegt sich nur hüpfend vorwärts. Den Winter verbringt er in Ägypten. Daher der Name.« Hofmannsthal gestattete sich ein leichtes Staunen: »Sie haben doch gerade gesagt, daß er nicht fliegen kann?« »So weit kann er fliegen.«<sup>3</sup>

Daß der »schwindelhafte Vielwiser«<sup>4</sup> dennoch über ein gesichertes Universalwissen verfügte, auf das Hofmannsthal und seine Dichterkollegen gern zurückgriffen, beweist nachstehend abgedruckter, im April dieses Jahres, im Hermann Bahr-Nachlaß,<sup>5</sup> gefundener Brief, der nun eine Lücke in dem 1996 von Martin E. Schmid publizierten Briefwechsel schließen kann.<sup>6</sup> Es handelt sich um die Antwort auf einige Fragen Hermann Bahrs, die Hofmannsthal dem Freund am 16. April 1917 in folgendem Wortlaut zusandte:

»[...] Für heute übermittle ich zwei Fragen unseres alten Freundes Bahr – wir waren uns einig, dass niemand als Sie ihm aus der Not helfen könne: ihn beschwert es, zwei Dinge nirgend sich aufklären zu [/] können, in der Tat kann auch wol nur ein überaus belesener u. praesenter Kopf wie der Ihrige ihm vielleicht nachweisen, was er sucht – das erste:

Zeugnis gab. Mit seiner hohen etwas spitzen Stimme bemerkte er zu mir von oben herab: »Bahr sagt mir, meine kleine Arbeit hätte ihren Beifall gefunden; aber manches darin sei Ihnen recht altklug erschienen. Nun, ich bin sicher, Sie werden Ihr Urteil in diesem Punkt mit der Zeit korrigieren.« Friedrich Eckstein: Jugend mit Hermann Bahr. In: Neue Freie Presse, 7. Februar 1934. Zur Beziehung zwischen Hofmannsthal und Eckstein vgl. Anm. 6.

<sup>3</sup> S. Anm. 1, S. 171. Es handelt sich hier vermutlich um eine mündliche Überlieferung Christiane Zimmers.

<sup>4</sup> Arthur Schnitzler: Tagebuch 1893–1902. Hg. von Werner Welzig u. a. Wien 1989.

<sup>5</sup> Trotz sorgfältiger Nachforschungen konnten nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden. Diese haben die Möglichkeit, sich an die Verfasserin zu wenden. Herrn Dr. Kurt Ifkovits (Österreichisches Theatermuseum, Wien) danke ich für die Erlaubnis, diesen Brief zu publizieren.

<sup>6</sup> Martin E. Schmid: Hofmannsthal und Friedrich Eckstein. In: Wahrheit und Wort. Festschrift für Rolf Tarot. Bern u. a. 1996, S. 389–408. In seiner Einleitung geht Schmid ausführlich auf die Beziehung zwischen Hofmannsthal und Eckstein ein und versucht die Freundschaft der beiden Wiener Persönlichkeiten anhand des vorliegenden Briefmaterials zu beleuchten. Es handelt sich hierbei um 24 Briefe Hofmannsthals, die – von einigen Unterbrechungen abgesehen – im Zeitraum von 1896 bis 1920 entstanden sind, und lediglich um einen einzigen Brief Ecksteins vom 7. November 1917.

in den Paralipomena zu Faust I. findet sich in der Disputationsszene das Wort vom »schaffenden Spiegel«. Konrad Burdach hat, entsinnt sich Bahr, diesen Terminus einmal in einem Vortrag auf Leibnitz [!] zurückgeführt. Wo wäre dies bei L. zu suchen? das zweite: wie weit zurück ins Mittelalter (oder übers Mittelalter hinaus) [/] läßt sich das Wort von der *coincidentia oppositorum* verfolgen? wo begegnet es zuerst?

Sie sehen daraus, dass wir Dichter zwar ewig ungebildet, aber wenigstens bis ins spätere Alter wissbegierig bleiben, was vielleicht unsere beste Eigenschaft ist.«<sup>7</sup>

Einen Tag später erfolgt bereits die lange und ausführliche Antwort Ecksteins, der zu Konrad Burdachs Schrift »Faust und Moses« über Leibniz' »Monadologie« bis hin zu den Scholastikern ausholt und Hofmannsthal über Nicolaus Cusanus, die Neuplatoniker, Anaximander und die Pythagoreer belehrt:

17. April 17.

Wien, IV/1. Schlüsselgasse 5.<sup>8</sup>

Lieber Hugo!

Vielen Dank für Ihre freundschaftlichen Zeilen; hoffentlich habe ich nun bald wieder einmal Gelegenheit, Sie bei mir zum Thee zu sehen, bitte lassen Sie mich nur wissen, wann es Ihnen paßt, ich bin täglich von 4 Uhr bis Abends ganz zu Ihrer Verfügung, Sie brauchen sich nur anzusagen, ich bin schon sehr begierig viel des Interessanten von Ihnen zu hören!

Es freut mich sehr, von Freund Bahr wenigstens auf indirektem Wege, ein Lebenszeichen erhalten zu haben, Sie wissen ja, ich habe immer ein besonderes Faible für ihn gehabt und bewahrt! Sollten Sie ihm wieder einmal schreiben oder ihn sehen, so bitte, grüßen Sie ihn herzlich von mir!

<sup>7</sup> Martin E. Schmid (Anm. 6), S. 400.

<sup>8</sup> Ohne Umschlag. Daß es sich bei dem Adressaten tatsächlich um Hugo von Hofmannsthal handelt, belegt folgende, zeitlich passende Briefkarte Hofmannsthals an Bahr vom 20. Juli 1917: »Hier ist die Antwort von Eckstein«. Aus den früheren Briefen Bahrs an Hofmannsthal geht leider nicht hervor, wozu Bahr die Informationen benötigte.

Die Beantwortung der beiden Fragen die Sie mir vorlegen, ist nicht schwierig: 1). Der »schaffende Spiegel«,<sup>9</sup> Conrad Burdach hat sicherlich recht, wenn er diesen Gedanken auf Leibniz zurückführt, wie denn überhaupt seine Akademieschrift »Faust und Moses«,<sup>10</sup> auf die ich Sie schon vor Jahren des Öfteren aufmerksam gemacht, zu dem allerschönsten gehört, was je über Goethe geschrieben worden ist. – Bei Leibniz kommt der Begriff des »schaffenden Spiegels, des immerwährenden lebendigen Spiegels« allerorten vor, insbesondere aber in der »Monadologie«, § 56.<sup>11</sup> Nach Leibniz ist die Monade ein immerwährender, schöpferischer Spiegel, der das Universum spiegelt, aber nicht etwa dadurch daß die Monade von außen her, von kosmischen Kräften beeinflusst wäre: die

<sup>9</sup> In seinen Entwürfen zur Disputationsszene zwischen Faust und Mephistoteles im »ersten Teil« notiert Goethe:

M. Kenntnisse die dem Schulweisen fehlen

F. Δνωδι σεαυτον im schönen Sinne. Fordert den Gegner auf Fragen aus der Erfahrung vorzulegen. Die F. alle beantworten wolle.

M. Gletscher Bolog Feuer Charibdis Fata Morg. Thier Mensch.

F. Gegenfrage wo der schaffende Spiegel sey

M. Compliment die Antwort einandermal

Goethes Faust. Hg. von Georg Witkowski. Leipzig 1912. Bd. 1, S. 380. Bibl. HvH.

<sup>10</sup> Konrad Burdach: Faust und Moses I, II, III. In: Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften 1912, S. 358–789. Bibl. HvH. Darin findet sich u. a. folgende vermutlich von Hofmannsthal angestrichene Textstelle: »Das Problem des Spiegels ist im ›Faust‹ keine bloße Episode. Es ist die dramatische Achse und birgt die Frage: in welcher Weise ist das Unendliche, Göttliche dem Menschen zugänglich, fühlbar, fassbar, erlebbar? Inwieweit nimmt der Mensch durch sein Wesen und sein Leben teil an dem Schöpferischen der Gottnatur? Inwieweit ist der geniale Mensch, ist jeder Mensch, der eine Persönlichkeit hat und nicht gleich den Choretiden der Helena als bloß elementarisches Wesen wieder im All verschwindet, zugleich Schöpfer? Nicht also erst durch Lektüre des ergötzlichen Geschichtchens vom Disput des Chinesen und Jesuiten und nicht zufällig kam Goethe dazu, im Disputationsakt Fausts Frage nach dem schaffenden Spiegel und Mephistos ausweichende Antwort zu erfinden.« S. 781f., vgl. Anm. 9.

<sup>11</sup> Das im Jahr 1717 französisch verfasste Werk mit dem Originaltitel: »Principes de la Nature et de la Grace fondés en Raison – Monadologie« erschien erstmals 1721, nachdem es ins Lateinische übertragen wurde. Leibniz formuliert darin folgende These: »Nun bewirkt diese Verknüpfung oder diese Anpassung aller geschaffenen Dinge an jedes andere und eines jeden an alle anderen, dass jede einfache Substanz Beziehungen hat, durch welche alle übrigen zum Ausdruck gelangen, und dass sie infolgedessen ein fortwährender lebendiger Spiegel der Welt ist.« Zitiert nach: Gottfried Wilhelm Leibniz. Monadologie. Neu übersetzt, eingeleitet und erläutert von Hermann Glockner. Stuttgart: Reclam 1979.

Monade hat eben »keine Fenster«,<sup>12</sup> sondern sie spiegelt das Universum aus inneren Quellen, zufolge ihrer αὐτάρκεια,<sup>13</sup> aus immanenten Bestimmungen heraus, sie ist »Entelechie«<sup>14</sup> im Sinne des Aristoteles ἔχουσι τὸ ἐντελές.<sup>15</sup> Diese Übereinstimmung der Monaden und ihrer Zustände mit dem Universum, diese »Spiegelung« bildet das Wesen der »Harmonie préétablie«,<sup>16</sup> die von Gott eingesetzt, ihre Erklärung nur in der göttlichen Weisheit und Gegenwart finden kann.

Die übermenschliche Größe jenes Leibnizschen Gedankens beginnt den modernen Philosophen erst jetzt allmählich aufzudämmern und die fortgeschrittensten Denker der Gegenwart fast in allen Ländern Europas haben es sich zur Aufgabe gemacht, tiefer in diese Welt des Leibniz einzudringen. Die Vorläufer jener Monaden-Theorie finden wir zunächst unter den Scholastikern, deren »substantielle Formen« schon eine Vorahnung davon zu sein scheinen, aber auch bei den Alten kann man genug Ansätze zu diesen Gedanken finden.

2.) Die »Coincidentia oppositorum« ist einer von den Lieblingsbegriffen des herrlichen Meisters Nicolaus Cusanus, der ihn hauptsächlich in seiner Schrift: »De docta ignorantia«<sup>17</sup> eingehend erörtert hat. Unter

<sup>12</sup> »Die Monaden haben keine Fenster, durch die etwas hinein- oder heraustreten kann.« In: Leibniz: Monadologie 7.

<sup>13</sup> Wörtlich: Selbstgenügsamkeit, Selbstständigkeit

<sup>14</sup> Die vollendete Wirklichkeit, das Ziel des Verwirklichens, das durch das Wirken selbst erreichte Ziel.

<sup>15</sup> Vgl. Leibniz: Monadologie 18: »Man könnte allen einfachen Substanzen oder geschaffenen Monaden den Namen »Entelechien« geben; denn sie haben eine gewisse Vollendung in sich (ἔχουσι τὸ ἐντελές). Es gibt in ihnen eine Selbstgenügsamkeit (αὐτάρκεια), welche sie zu Quellen ihrer inneren Tätigkeiten und sozusagen zu unkörperlichen Automaten macht.«

<sup>16</sup> Die Theorie der prästabilierten Harmonie besagt, daß Gott alle Beziehungen zwischen den Monaden von Anfang an so geordnet hat, daß alles Geschehen gesetzmäßig und zweckmäßig verlaufen muß, obwohl keine direkte Kausalität unter den Monaden besteht. Dies überträgt Leibniz auch auf Seele und Körper. »Aber bei den einfachen Substanzen findet nur ein idealer Einfluß der einen Monade auf die andere statt, welcher seinen Erfolg nur durch die Dazwischenkunft Gottes haben kann, insofern nämlich in den Ideen Gottes jede Monade mit Grund verlangt, dass Gott von Anbeginn der Dinge bei der Ordnung der anderen Monaden auf sie Rücksicht nimmt. Denn da eine geschaffene Monade keinen physischen Einfluß auf das Innere der anderen haben kann, so kann nur durch dieses Mittel die eine von der anderen abhängig sein.« (Monadologie 51)

<sup>17</sup> De docta ignorantia I-III [»Über die belehrte Unwissenheit«, dt. EA u. d. T. »Von der Wissenschaft des Nichtwissens«, Freiburg 1862], Straßburg 1488.

»docta ignorantia« versteht Nicolaus Cusanus nicht etwa die Unwissenheit des Gelehrten, sondern vielmehr jene höchste Weisheit, jene reine, alles Wissen übersteigende Erkenntnis in der Intuition, im reinen Schauen, also eine Erkenntnisart, die dem »Entheasmus« der Neuplatoniker verwandt ist. Hier, auf der Höhe der »docta ignorantia« gilt selbst das sonst felsenfeste Fundament aller Logik, der »Satz des Widerspruchs« nicht mehr, sondern, ganz im Gegenteil, der von der »Coincidenz der Gegensätze«.

So gibt es eine »coincidentia maximi cum minimo«<sup>18</sup> des Unendlichgroßen mit dem Unendlichkleinen, aber auch des Geraden und des Krummen, der geraden Linie und des Kreises. Hier haben wir vielleicht? eine der Hauptquellen von Leibnizens Monaden-Begriff und seiner Idee des lebendigen Spiegels durch eine göttliche »Harmonie préétablie« zwischen Makro- und Mikrokosmos, denn in Gott schwindet alle Vielheit, die nur der Welt als Explication des Göttlichen zukommt; in Gott, in dem das Unendliche und das Größte Eins sind mit dem Kleinsten, dem Unendlichkleinen. »In divina contemplatione omnia absque differentia coincidunt«. (Nicolaus Cusanus: De coniect. II,1.)<sup>19</sup>

Der Gedanke jener »coincidentia oppositorum« läßt sich aber noch viel weiter zurück verfolgen; er findet sich beim Anaximander, wo sich alle Gegensätze im »ἄπειρον«<sup>20</sup> aufheben müssen, aber auch bei den Pythagoräern, in dem Gegensatz von πέρας<sup>21</sup> und ἄπειρον, in dem Gegensatz der ἄρτιος<sup>22</sup>- und περισσός<sup>23</sup>- Zahlen, die sich auch in einem übergeordneten, höheren Princip aufheben und so alle Harmonik der Welt und der Musik begründen.

Daß in der neueren Zeit es vor allem Hegel gewesen ist, der sein ganzes tiefsinnig-schönes Gedankensystem auf die »coincidentia oppositorum« gestellt hatte, brauche ich Ihnen ja nicht besonders zu sagen.

Ich weiß nicht, ob Ihnen diese, etwas flüchtigen Angaben fürs Erste

<sup>18</sup> De docta ignorantia I,4

<sup>19</sup> In der göttlichen Betrachtung fallen alle ohne Unterschied zusammen.

<sup>20</sup> Wörtlich: das Unendliche, das Unbegrenzte. Nach Anaximander ist das »ἄπειρον« (das Unbegrenzte) der Urstoff, aus dem die Welt entstanden ist.

<sup>21</sup> wörtlich: die Grenze

<sup>22</sup> wörtlich: gerade

<sup>23</sup> wörtlich: ungerade

genügen werden; sollten Sie Näheres und mehr brauchen, so bin ich nach Kräften immer mit Freuden zu Ihrer Verfügung.

Bitte lassen Sie recht bald wieder von sich hören!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr getreuer

Fritz Eckstein

Warum Hermann Bahr sich für diese Fragen interessierte und ob er sich für eine literarische Arbeit damit auseinandersetzte, konnte nicht ermittelt werden.<sup>24</sup> Für Hofmannsthal hat der Brief nur insofern eine Bedeutung, als Eckstein den Dichter erneut, mit erheblichem Nachdruck und schließlich mit Erfolg auf Konrad Burdachs Werk »Faust und Moses« aufmerksam machen konnte, das von nun an für ihn in so vieler Hinsicht ein »unerschöpfliches Buch« werden sollte, »das nach unendlichen Richtungen führt, einen aufregt, bestätigt, bereichert und beruhigt zugleich«.<sup>25</sup> Dies geht nicht nur aus seinen Briefen vom 7. Juni und 20. Juli des Jahres 1917<sup>26</sup> an Eckstein hervor, sondern auch aus einer Vielzahl von Briefen an Anton Kippenberg<sup>27</sup> und Konrad Burdach,<sup>28</sup>

<sup>24</sup> Am 23. April 1917 schreibt Hermann Bahr an Eckstein: »... Hofmannsthal hat mir Deinen Brief geschickt [...] ich danke Dir herzlichst, lieber alter Freund, er hilft mir sehr, und an den sehr merkwürdigen Stellen, wo mein Denken jetzt Gott sei Dank herumflattert, ist es mir ein wunderliches Erlebnis, gerade Deine Hand zu ergreifen, die ich denn in Erinnerung an schöne Vergangenheiten herzlichst drücke als Dein getreuer alter Hermann Bahr.« Jugendtage mit Hermann Bahr. In: Neue Freie Presse, 7. Februar 1934. An dieser Stelle möchte ich Frau Prof. Dr. Elsbeth Dangel (Deutsches Seminar, Basel) und Herrn Dr. Kurt Ifkovits (Österreichisches Theaternuseum, Wien) danken, die ebenfalls versucht haben, eine Antwort auf diese Frage zu finden.

<sup>25</sup> Vgl. Brief vom 7. Juni 1917 an Friedrich Eckstein. In: Martin E. Schmid (Anm. 6), S. 400.

<sup>26</sup> Vgl. die Briefe Nr. 12 und Nr. 13. In: Martin E. Schmid (Anm. 6).

<sup>27</sup> In seinem Brief an Anton Kippenberg vom 11. September 1920 macht Hofmannsthal den Verleger auf Burdachs Abhandlung aufmerksam: »Kennen Sie aber – oder es stünde Ihnen beiden hier eine ungemeine Freude und Bereicherung bevor, die herrliche, wirklich mit nichts zu vergleichende Abhandlung von Konrad Burdach »Faust und Moses« nur erhältlich in den Berichten der Berliner Akademie Jahrgang 1912?« BW Insel, Sp. 780.

<sup>28</sup> Vgl. Brief an Konrad Burdach vom 18. Februar 1918: »[...] Im Frühjahr 17, durch einen Bekannten, einen einsamen Vielleser, geriet mir Ihre Abhandlung über Faust u. Moses in die Hand und ich überschritt die gehütete Schwelle Ihrer Welt.« In: NZZ, 18. August

sowie aus den zahlreichen Anstreichungen aus Hofmannsthals »Faust und Moses«-Exemplar, das sich bis heute in seiner Bibliothek erhalten hat. Vieles aus Burdachs Abhandlung, der er auch das Motto des ›Ad me ipsum‹ entnahm, floß in Hofmannsthals nachgelassene Dramenfragmente »Der Priesterzögling«<sup>29</sup> und »Xenodoxus« ein.<sup>30</sup> Begriffe, Motive, ja sogar ganze Textpassagen, wie die Reden des Arztes in der zweiten Fassung des Dramas »Der Turm«, wurden von Burdachs »Faust und Moses«, insbesondere von den darin abgedruckten Briefen und Schriften Goethes und Herders, beeinflusst.<sup>31</sup>

1974. Am 17. September 1920 teilt Hofmannsthal Burdach aus Aussee mit: »Vielleicht macht es Ihnen ein kleines Vergnügen zu hören dass sich unter den wenigen Büchern die ich hier mit mir habe, neben einigen Bänden Goethe, einem Band Cervantes und den ›Charakteren‹ von Labruyere die Abhandlungen ›Faust u. Moses‹ und ›Die Entdeckung des Minnege. u. d. deutsche Sprache‹ sowie Band III Ihres Hauptwerkes befinden. Die Schrift ›Faust u. Moses‹ habe ich nun, ich glaube zum vierten Mal mit der grössten Aufmerksamkeit von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen und mich nicht weniger als bei einer der früheren Lesungen dadurch angeregt, in manchen Gedanken geklärt, und vielfältig bereichert.« In: NZZ, 14. März 1980.

<sup>29</sup> Vgl. SW XIX Dramen 17: S. 328,37; 333,30; 334,37; 335,7.

<sup>30</sup> Vgl. ebd.: S. 360,36; 407,23; 408,5; 561,25ff.; 562,1.

<sup>31</sup> Vgl. SW XVI.2 Dramen 14.2: S. 499, 30; 500,7ff.; 508,15; 509,5; 510,3; 517,16.